

„Hierbei bekenne ich, dass mir von jeher die grosse und bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst, immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Tätigkeit gegen die Aussenwelt zu einer innern Beschaulichkeit verleiten wollen. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahrt wird. Jeder neue Gegenstand wohl beschaut, schliesst ein neues Organ in uns auf.

Am allerförderlichsten aber sind unsere Nebenmenschen, welche den Vorteil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntnis vor uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen mögen.“

Wer von der Betrachtung zur Tat vorschreitet, indem er zunächst seinen Stoff kennen lernt, um ihn dann, so gut er kann (er muss es eben lernen) zu bearbeiten, findet sich geschickt oder ungeschickt, nach seinem Schicksal, das er in die Hände nimmt, in der Welt. Und damit gelangt er von sich, als etwas Besonderem, zum Allgemeinen.

Der Künstlersinn, der heute an und für sich schon bei wenigen Menschen als etwas Zuverlässliches oder gar Untrügliches vorhanden ist, schwindet dahin, weil man meint, jene Schulung, von welcher Goethe spricht („Jeder neue Gegenstand wohl beschaut, schliesst ein neues Organ in uns auf“), nicht nötig zu haben.

Die Geistesschulung als solche ist für jedermann zugänglich und anwendbar, wenn nur der gesunde Menschenverstand intakt ist. Sogar für solche, welche nicht alle Sinne besitzen, z. B. physisch blind sind (nicht aber seelisch). Und es dürfte nicht einmal der Künstlersinn als Voraussetzung zur Geistesschulung gelten, obgleich er natürlich die beste Vorbedingung dazu ist.

Der Künstlersinn, als Gnadengeschenk der Natur, ist ein besonderes Vermögen. Die Geistesschulung als wissenschaftliche Methode in Freiheit gewählt, eine allgemeine Möglichkeit.

Aber beides muss in beständiger Beziehung bleiben, sonst erstirbt der Künstlersinn und wird die Geistesschulung unfruchtbar. Wenn der Künstlersinn geübt wird, so führt er zur Geistesschulung. Wenn die Geistesschulung angewendet wird, macht sie schöpferisch.

Hier gilt Goethes Satz: „Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen. Das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.“

Aus der Unterrichtspraxis an einer Rudolf Steiner-Schule*)

C. Englert-Faye

Der Verfasser dieses Buches, Willi Aeppli, Lehrer an der Rudolf Steiner-Schule in Basel, charakterisiert im Vorwort dessen Inhalt also: „Die vorliegenden zwölf pädagogischen Aufsätze sind im Laufe von sieben Jahren entstanden, während deren ich als Lehrer eine Schar Kinder von der ersten bis zur siebenten Klasse führen durfte. Sie sind der jeweilige Ausdruck der Erlebnisse und Einsichten, die mir in jedem Jahr und bei jedem neuen Schulfach durch die Kinder selbst zuteil geworden sind.“ Dies dürfte zutreffen für die Aufsätze, die betitelt sind: „Erster Schreibunterricht“, „Erster Rechenunterricht“, „Erster Unterricht in der Heimatkunde“, „Erster Unterricht in der Pflanzen- und Tierkunde“, „Erster Grammatikunterricht“, „Erster Geschichtsunterricht“. Denn darin „wird nicht theoretisiert über das Ideal einer guten Erziehung, sondern allem, was darin gesagt wird, liegen praktische Erfahrungen mannigfaltiger Art zugrunde“. So wie Aeppli diese elementaren Arbeitsstoffe der Schulmeisterei darstellt, schildert er schlicht, was sich zugetragen hat im Verlauf einer „Stunde“ oder einer ganzen Epoche. Man kann heute in der reformpädagogischen Literatur mancherlei Referate finden,

*) Verlag der „Menschenschule“, Zbinden & Hügin, Basel, 1934.

die scheinbar ganz ähnlich die praktische Erfahrung eines pädagogisch Beflissenen mit irgend einem Stoffgebiete festhalten als Illustration einer bestimmten Methodik und Didaktik. Man nimmt davon Kenntnis und legt das Buch weg, ohne dass es einen weiter „interessiert“ oder beschäftigt. Man hat von etwas „Kenntnis genommen“; aber eine Erkenntnistätigkeit ist dadurch nicht angeregt worden. Anders bei diesen Aufsätzen. Man wird gleichsam sänftiglich und doch recht kräftiglich am vorhandenen oder auch nicht mehr vorhandenen Schopf genommen und durch irgend eine, scheinbar ganz banale Tatsache in ein recht kitzliges, wenn nicht gar stacheliges Problem hineingesetzt:

„Eine Kinogesellschaft will in einem Film das Leben Jesu darstellen und steht vor der für sie so wichtigen Frage: wie hat dieser Jesus ausgesehen? Ein Flugblatt verrät uns, dass dieses Bild nicht etwa geschaut, sondern errechnet worden ist. Denn wir können da lesen: „Selbstverständlich löste man die Frage auf exaktem Wege durch das Gesetz der grossen Zahl. Es wurden 199 Jesusbilder der bekanntesten Maler aus aller Welt zusammengeholt. Für jedes Bild wurde, so genau wie möglich, die zahlenmässige Verbreitung festgelegt. Dann wurden die Gesichter aller dieser Gesichter übereinander kopiert. Die den Bildern gemeinsamen Züge traten dadurch deutlich erkennbar heraus.“ Wir können nicht im geringsten zweifeln, dass diese Rechnung der Kinogesellschaft „stimmt“, aber mehr als bei andern Berechnungen müssen wir daran zweifeln, dass die Wirklichkeit erfasst worden ist. Unser zunächst vielleicht unverständliches Missbehagen vor dem rechnenden und berechnenden Menschen erweist sich als begründet.“

So wird man beispielsweise in dem Aufsatz „Erster Rechenunterricht“ veranlasst, „scharf unterscheiden zu lernen die Menschenkraft, die hinter der rechnerischen Tätigkeit wirkt, und der Anwendung dieser seelischen Kraft in der gegenwärtigen Zeit“, und dazu geführt, die Methodik des Rechenunterrichtes als eine eminent moralische Angelegenheit nicht nur für die unmittelbar beteiligten Menschen (Lehrer und Schüler) zu gewahren, sondern als moralisch entscheidend für die soziale Situation unserer gegenwärtigen Zivilisation, deren Chaos nicht zuletzt davon anhub, dass das „rechnende Raubtier, auch Mensch genannt“ darin eingebrochen ist und sich austobt. Und so wird nun von diesem Punkte aus an Hand von Beispielen die Didaktik eines in diesem Sinne moralischen Rechenunterrichtes bis in alle Einzelheiten entwickelt. Man lese auf S. 51 etwa nach darüber, wie das Einmaleins entwickelt worden ist aus der lebendigen Multiplikation. Und so sind denn auch die Einsichten, die sich aus einer solchen Art zu unterrichten ergeben, nicht Theorien, Meinungen oder Ideale, sondern Aufschlüsse über die Wirklichkeit des Lebens. Und wie er begonnen, so schliesst Aeppli mit einer Konklusion, die der Ursprung ist eines neuen Problemes, das aufgegriffen werden muss:

„Nur eine Rechnungsart längere Zeit üben heisst nichts anderes, als die Seelenkraft des Kindes in einseitiger Weise zum Wachsen zu bringen, was ebenso unnatürlich ist, als wenn der Lehrer es in seiner Hand hätte, zuerst die Beine der Kinder wachsen zu lassen, um nachher zu etwas anderem „überzugehen“. Eben „weil der Mensch ein lebendiger Organismus ist, in welchem die einzelnen Kräfte in realem Wechselspiel stehen“.“

Und jeder unbefangene Leser, dem es im Ernst um die Sache zu tun ist, wird zugeben, dass ein solcher Hinweis nicht eine hypothetische These ist, über die man unverbindlich diskutieren könnte oder debattieren möchte, sondern die Feststellung einer Wahrheit, die von jedem Menschen in der unmittelbaren Lebensbeobachtung nachgeprüft werden kann.

In derselben Weise entwickelt Aeppli die anthroposophische Psychologie aus der Beobachtung. Ich zweifle

nicht, dass ihm jeder, der Lebenserfahrung besitzt, die Feststellungen, die er etwa für den Zahnwechsel macht, bestätigen dürfte. Aber wie viele dürften das, was die Tatsachen aussagen, zu Ende denken und einen Satz wie diesen nicht als Kuriosum bloss nehmen, sondern als eine ernste Anregung: „Es hängt für den Lehrer viel davon ab, ob er die geheime Verwandtschaft der Zähne mit dem Denken begreifen kann oder nicht. Die Zähne als naturhafte Imagination des Denkens zu erleben ist eine Meditationsübung für den Lehrer.“

Aeppli schildert den konkreten Verlauf der Unterrichtstätigkeit, deren „Abfall“ gleichsam er in seinem Buche für andere zusammengetragen hat. Man findet zahlreiche feine Beobachtungen; so ganz besonders in den Aufsätzen „*Vom legitimen Weg im Unterricht*“, den „*Randbegebenheiten des Unterrichtes*“, über Verhalten und Gebaren der Kinder, ihre Fragen, Arten und Unarten, und nicht zuletzt über die Situationen, in die der Lehrer selbst dadurch gerät. Und alles ist auf die lebenswürdigste Weise vom Element nüchternen Selbstironie geprägt. Ganz trocken erzählt der Verfasser, dass er ein Pferd schnitzen wollte. Was im Lauf der Arbeit herauskam, war aber ein Füchlein. Ich könnte mir denken, dass jemand, der so etwas im Zusammenhang wirklich läse, sehr nachdenklich werden könnte: Was für ein Tier möchte wohl bei ihm herauskommen, und in welcher Weise ist dieses verborgene Tier wohl mit am Werk in der Schulstube? Genau so, wie einem die mitgeteilten Beobachtungen den Sinn schärfen für die kleinen, scheinbar beiläufigen Nebenereignisse im Alltag der Erzieherstätigkeit und des Schullebens. Manche kleine Szene, eine Gebärde hier, ein Ausruf dort, die man sonst nicht bemerkt hätte, werden bedeutsam. Denn das Element, das Rudolf Steiner genannt hat das „imponderable“, wird just in diesen unscheinbaren Dingen greifbar gewichtig und wichtig.

Ganz besonders reich in diesem Sinne ist die Charakteristik des neunjährigen Kindes auf S. 103 und folgenden in dem Aufsatz „*Erster Unterricht in Pflanzen- und Tierkunde*“.

In den Aufsätzen „*Fug und Unfug in der Erziehung*“, „*Umwandlung des Unterrichtsstoffes*“, „*Vom legitimen Weg im Unterricht*“, „*Lebens- und Seelenmetamorphosen*“ stellt Aeppli dar, was an Entscheidungsfeldern und Erfahrungsgebieten durch die Titel bezeichnet ist. Und wieder sprechen die diesfälligen Beschaffenheiten der Gegenwart sich selber aus. Der Leser braucht die geschilderten Symptome nur mit Wahrheitssinn aufzugreifen. So wenn der Verfasser einen Passus aus dem Aufsatz des Direktors einer evangelischen Lehrerbildungsanstalt zitiert, wonach „evangelische Erziehung auf jeder Altersstufe zunächst nichts anderes als Zerstörungsarbeit“ ist. Dazu aus den Veröffentlichungen eines modernen Erziehungsinstituts: „Platte und Zylinder haben vor dem lebendigen Lehrer einen grossen Vorzug...“ Dazu gesellt Aeppli einen Ausspruch seines verehrten Vital Troxler: „Das höchste Opfer bringt der Mensch, der sich selbst einem andern zum Erziehen übergibt, nämlich sich selbst mit allen seinen Gaben und seiner ganzen Zukunft...“ Und gerade in diesen und anderen Ausführungen tritt durch die Tatsachen selbst ganz natürlich zutage, wie diejenigen Einsichten, welche grosse Erzieherpersönlichkeiten wie Pestalozzi und Troxler für ihr Tun gewonnen haben, ihrer inneren Tendenz nach konsequent zu Ende gedacht und durchgeführt, diejenige pädagogische Problematik einleiten, die Rudolf Steiner durch die Anthroposophie als geisteswissenschaftlicher Methode den Beflissenen eröffnet hat. Und eben darin scheint mir eine besondere Qualität des von aussen so bescheidenen Büchleins von Aeppli zu liegen, dass ohne „anthroposophisches“ Bekennertum ganz ungezwungen und seelisch behutsam überall das Entscheidungsvolle der Anthroposophie auch für dieses Lebensgebiet aufgezeigt ist, als verstünde sich das von selbst. Möchten recht viele Zeitgenossen, denen das noch anders vorkommt, das Buch vor Augen bekommen und auch wirklich in die Hand nehmen. In der Richtung und Artung nämlich,

welche die geistige Entwicklung der Schweiz in neuerer Zeit genommen hat, fehlt der Impuls, der von Troxler ausgegangen ist. Kaum jemand unter den verantwortlichen Trägern des Kulturlebens kennt von ihm mehr als den Namen. Einzig in dem Kreise um Klages hat man sich um ihn bemüht, aber aus derselben Haltung heraus, aus der man sich dort auch um Carus und Bachofen bemüht. In Korrodis „Geisteserbe der Schweiz“ sind einzelne Aushübe aus Troxlers Schriften abgedruckt, aber nicht als Wortlaute, die geistig verpflichtend sind. Rudolf Steiner ist derjenige gewesen, der schon vor drei Jahrzehnten auf Troxlers spirituelle Bedeutung hingewiesen hat, also zu einer Zeit, wo Name und Werk dieses Mannes gänzlich verschollen waren. Aeppli ist es gewesen, der diese Anregungen Rudolf Steiners auf seine Weise aufgegriffen hat und in jahrelanger intensiver Beschäftigung mit Troxlers Schriften auch eine weitere Öffentlichkeit auf diese gewaltige Gestalt als einen „Vorboten der Anthroposophie“, wie Rudolf Steiner ihn genannt hat, aufmerksam zu machen bestrebt war.*) Durch diese Bemühungen stellt Aeppli seine eigene Tätigkeit als Pädagoge und als Bürger nicht bloss der schweizerischen Eidgenossenschaft, sondern eidgenössischer Kultur in diejenige geistige Strömung hinein, deren Kontinuität abgebrochen war, wie ja denn Troxler selbst die letzten vierzig Jahre seines langen Lebens stille geschwiegen hat, weil die heraufkommende Zeit bewusstseinsmässig nicht mehr die Möglichkeit hatte, zu verstehen, worum es ihm eigentlich zu tun war. Als Anthroposoph nimmt Aeppli den Faden auf, wo er abgerissen war. Denn der geistige Impuls, den Troxler verkörpert, führt geradeswegs zur Anthroposophie. Selbst diesen Namen hat er geprägt für die neue Bewusstseinskraft des „freibewirkten selbsttätigen Hellsehens“. Ohne viel Aufhebens macht Aeppli dergestalt sichtbar, wie Rudolf Steiners Pädagogik nicht als irgend ein wesensfremder idealistischer Reformversuch ohne Bezug zu Volkheit und Zeitalter auftritt, sondern organisch hervorwächst aus den Gegebenheiten und Beschaffenheiten der geistigen Herkunft eines bestimmten Volkes, Wirklichkeit werden kann in einer bestimmten Kultursituation.

Aber noch auf eine Qualität des Büchleins sei hingewiesen, die den meisten Lesern verborgen bleiben dürfte, weil sie unsichtbar ist. Denn die wenigsten dürften eine Vorstellung davon haben, welches Übermass von Arbeit dem einzelnen Lehrer an einer Rudolf Steiner-Schule aufliegt. Und so ist die Vortragstätigkeit, deren Niederschlag diese gesammelten Aufsätze sind, eine surplus-Leistung, die zu allem andern hinzukommt. Ist es nicht besser, so könnte wohl einer einwenden, das für den Tag Vorliegende still zu tun und verborgen zu leben in den Grenzen der konkreten Aufgaben, welche die tägliche pädagogische Situation der Schulstube stellt? Dieser Einwand könnte berechtigt scheinen. Aber ist es nicht so, dass gerade durch diese scheinbar bescheidene Art stiller Schulmeistertätigkeit das pädagogische Problem, das Problem der Menschenbildung als allgemeine Angelegenheit aller Menschen, dem Kulturbewusstsein entfallen ist! Ist es nicht just diese Gesinnung, die letzten Endes den fatalen Dualismus von Schule und Leben bewirkt hat — und darf man nicht den moralischen Impuls, den Anthroposophie der Pädagogik in diesem Sinne zuführt, als Ideal so formulieren: In jeder, auch der kleinsten Situation von Erziehung und Unterricht, ist gegenwärtig und wirksam die Situation der Welt.

Eine schlichte Mitteilungsart in diesem Sinne eines Beflissenen für andere Beflissene scheint mir Aepplis Büchlein, der Intention nach wenigstens, zu sein.

*) Siehe Willi Aeppli, „Paul Vital Troxler“, Basel 1930, bei Zbinden & Hügin.

ein Spiegelbild. Die Perser, deren Aufgabe es war, sich mit dem Grund und Boden auseinanderzusetzen und die in gewissem Sinne die Begründer der Landwirtschaft sind, empfanden den in der dargestellten Weise beschwerten Apfel als ihrem Wesen entsprechend. Die Leibwächter ihrer Könige, die Apfelträger, *μηλο-φόροι*, schmückten das untere Ende ihrer Lanzen mit Äpfeln. Und zwar 1000 davon mit goldenen, 9000 mit silbernen. Damit war ausgedrückt, dass man diese Früchte als Geschenke von Sonne und Mond empfand. Denn diesen wurden damals Gold und Silber zugeordnet. Im Römertum wandelte sich diese Anschauung. Der Apfel, das *μηλον*, ward zum Malum, zum Übel. Man begann die Erden-schwere des Apfels als unheilvoll zu empfinden.

Diese Auffassung hat sich während des ganzen Mittelalters erhalten. Der Apfelbaum galt als das dem Bösen verfallene Gewächs, dessen Frucht Vermittlerin des Sündenfalls war.

Man dachte indessen nicht bloss an jene Ursünde der Menschheit, die in der Bibel dargestellt wird. Der Apfel galt als das verführende Prinzip überhaupt, das den Menschen Böses vollziehen liess, ohne sein Wissen. Das kommt anschaulich zur Darstellung in einer Legende, die so lautet: Im Garten des Ruben, des Vaters von Judas, stand ein Apfelbaum, nach dessen Früchten Pilatus Verlangen trug. Er beauftragte Judas, sie ihm zu verschaffen. Dieser wurde, beim Pflücken, vom Besitzer überrascht, ohne von jenem erkannt zu werden. Der Dieb glaubte nämlich, sein Vater sei im Meere ertrunken. So tötete er ihn mit einem Steinwurf. Dann überbrachte er die Früchte dem Pilatus. Der schenkte ihm als Belohnung die Habe des Getöteten und auch dessen Weib, Cyborea. Dieses hatte bald darauf einen Traum, der dem Judas offenbarte, dass er seinen Vater getötet und seine Mutter geheiratet hatte*).

Literarische Ueberschau

Dr. Otto Fränkl.

Die vierzig Tage des Musa Dagh. Roman von Franz Werfel (Paul Zsolnay Verlag, Wien).

„Dieses Werk wurde im März des Jahres 1929 bei einem Aufenthalt in Damaskus entworfen. Das Jammerbild verstümmelter und verhungertes Flüchtlingskinder, die in einer Teppichfabrik arbeiteten, gab den entscheidenden Anstoss, das unfassbare Schicksal des armenischen Volkes dem Totenreich alles Geschehenen zu entreissen. Die Niederschrift des Buches erfolgte in der Zeit vom Juli 1932 bis März 1933 . . .“

In unglaublich kurzer Zeit hat Franz Werfel nicht einen Roman, sondern ein Epos von fast 1150 Seiten geschaffen, sagen wir es vorweg: ein Meisterwerk der erzählenden Kunst, in dem es Schwierigkeiten für die Darstellung im Bereich der Sinne und der Seele nicht mehr gibt. (Dass er zum eigentlich Geistigen sich nicht hat wenden wollen, damit haben wir uns nun einmal abgefunden.) So vollkommen die Form dieses Kunstwerkes ist, es liegt in der Wahl des Stoffes, dass der Inhalt, der brennende Inhalt dem Leser weit wichtiger ist als die Gestalt, in der er sich vor ihn hinstellt. Die Wahl — man hat aber das Gefühl, Franz Werfel habe den „Stoff“ nicht gewählt. Es war sein Schicksal, dem der Armenier zu begegnen und da musste er es gestalten.

Die Hapterscheinung ist Gabriel Bagradian, Sohn einer schwerreichen armenischen Familie, der seit seinem zwölften Jahr in Paris lebt, seit vollen dreiundzwanzig Jahren, als sorgenloser Gelehrter, mit einer Französin verheiratet, mit der er einen Sohn hat, völlig verwestlicht. „Armenier ist er nur mehr im akademischen Sinne gewissermassen.“ Nur einmal ist er über ein halbes Jahr von den Seinen getrennt. Aus Idealismus rückt er im Balkankrieg freiwillig zur türkischen Armee ein und macht als Artillerieoffizier eine Schlacht mit. Im Juni 1914 reist er mit seiner Familie in Privatangelegenheiten nach Konstantinopel, nach Beirut und landet schliesslich, vom Kriege festgehalten, im Hause seiner Familie, in dem er auch aufgewachsen ist, in einem armenischen Dorfe Syriens, am Abhange des Musa Dagh.

Dort ereilt ihn das Los, das die jungtürkischen Herren des Osmanischen Reiches dem armenischen Volke zugebracht haben, vor allem Talaat Pascha, Minister des Innern (1921 im Exil durch einen Armenier getötet) und Enver Pascha, Kriegsminister (dessen Ende so romantisch war wie seine Karriere). Von allem Westlichen begeistert, imponiert ihnen die Idee des Nationalstaates. In einen solchen soll das übernational-

*) Jakobus de Voragine. Legenda aurea (Der Inhalt des Werkes stammt aus dem Jahre 1239). Offensichtlich handelt es sich um eine in das Christentum hinübergenommene Umbildung der viel älteren Oedipusgeschichte.

türkische Reich verwandelt werden. Die verhassten Armenier sind im Wege, also weg mit ihnen. Man provoziert Zwischenfälle, man deportiert sie aus ihren Wohnsitzen in die mesopotamische Wüste, aber „das Ziel der Deportation ist das Nichts“. Ein ganzes christliches Volk geht unter unsäglichen Martern in den Tod. Die christlichen Verbündeten der Türkei können das „aus Staatsraison“ nicht verhindern. Da ist es ein Deutscher, der nicht nur für die Armenier, sondern zugleich auch für das deutsche Volk kämpft. Franz Werfel setzt dem Pastor Johannes Lepsius ein Denkmal.

Die von den eigentlichen Kriegsschauplätzen entlegenen Provinzen der Türkei sollen zuletzt von ihren Armeniern „evakuiert“ werden. Dazu gehören auch die sieben armenischen Dörfer am Musa Dagh. Da organisiert Gabriel Bagradian, französischer Gelehrter und kaiserlich-ottomanischer Offizier, den passiven Widerstand. Bewusst des Unterganges, der ihrer sonst harter, ziehen etwa fünftausend Menschen auf den Musa Dagh, verschanzen sich dort in einem Lager und halten vierzig Tage den türkischen Eroberungsversuchen stand. Bagradian hat das militärische Kommando, die eigentliche Führung des Volkes liegt bei dem gregorianischen Bischof Ter Haigasun, einer unvergesslichen Gestalt. Er ist nicht zweierlei, wie Bagradian, er ist nur eines: orientalischer Armenier, so sehr Glied seines Volkes, dass er dessen Haupt sein kann.

In diesem Lager der Fünftausend erheben sich alle Urprobleme des sozialen Beisammenseins und finden nur zum Teil ihre Lösung. Schlimmer als der Feind setzen Hunger, Krankheit und schliesslich Unbotmässigkeit den Leuten am Musa Dagh zu. Gabriel Bagradian verliert den Sohn durch einen schrecklichen Tod, und auf vielleicht noch schrecklichere Weise die Frau, obwohl sie am Leben bleibt. Schliesslich rettet eine alliierte Flotille die Eingeschlossenen im letzten Augenblick. Nur einer bleibt unbemerkt zurück: Gabriel Bagradian. Eine türkische Kugel endet am Grabe seines Sohnes ein Leben, das, wenn erlaubt ist so zu sagen, schon keines mehr war.

Ein riesiges Netz von Schicksalen ist ausgespannt, weit über den Bereich des Musa Dagh hinaus, und eine grosse Anzahl durchgeprägter Gestalten begegnet dem Leser, so eindringlich, dass er später ihrer wie lebender Menschen gedenken wird. Aus den vielen Einzelheiten aber steigt „das unfassbare Schicksal des armenischen Volkes“, „entrisen dem Totenreich alles Geschehenen“; denn wenn es auch eine Qual ist, dieses Buch zu lesen — die Qual der Zeitgenossenschaft überhaupt, die Qual, gerade in einer solchen Menschheit leben zu müssen — es wird bleiben.

Kulturwissenschaftliche Gruppe am Goetheanum

Drei Vorträge von *Willi Aeppli* über den Schweizer Philosophen und Pädagogen

J. P. V. Troxler.

1. *Dienstag, 6. November*: „Troxlers Weg zur Philosophie der Freiheit.“
2. *Dienstag, 13. November*: „Troxlers Weg zur Anthroposophie.“
3. *Dienstag, 20. November*: „Troxlers Versuch einer anthroposophisch begründeten Pädagogik.“

Die Vorträge finden jeweilen statt abends 8 Uhr 15 im Eurythmiesaal der *Rudolf Steiner-Schule, Basel, Engelgasse 9* (Eingang: Lange Gasse).

Eintritt: Fr. 1.—. Studierende die Hälfte.

Goetheanum Dornach

Sonntag, den 4. November, 16 Uhr 30: Eurythmie.

Samstag, den 10. November, 20 Uhr 15: Zur Feier von Friedrich von Schiller's 175. Geburtstag: Darbietungen des *Sprechchors* (u. a. Chöre aus der „Braut von Messina“).

Sonntag, den 11. November, 16 Uhr 30: Eurythmie.

Goethe-Saal, München

Mittwoch, den 7. November, 20 Uhr: Konzert von *Karl von Baltz*, Wien, Violine: Bach, Mozart, Schubert und Paganini.

Voranzeige!

Mittwoch, den 21. November, 20 Uhr: Klavier-Konzert von *Wilhelm Werth*: Bach, Mozart und Beethoven.

Sprech-Chor des Goetheanum

Zürich, Sonntag, den 11. November, 20 Uhr: Konzertsaal in den Kaufleuten. „Zur Feier von Schillers 175. Geburtstag“.